

Andreas Heusler:

**Handlungsoption und Lebensrisiko.
Überlegungen zum Widerstand gegen
den Nationalsozialismus in München**

**– Vortrag beim Verein „Initiative Stolpersteine für München“
am 5. Oktober 2009 im Kunstpavillon
im Alten Botanischen Garten München –**

Lassen Sie mich mit einer persönlichen Vorbemerkung beginnen. Als Historiker kann es einem passieren, dass man nach einem Vortrag über den Nationalsozialismus unmittelbar von Zuhörern angesprochen wird. Und zwar nicht um gelobt oder für das Gehörte bedankt zu werden. Sondern um zu erfahren, dass man als „junger Mensch“, der die NS-Zeit nicht mit erlebt und durchlitten hat („Seien Sie froh!“) keinesfalls über die erforderliche Urteilskraft verfügt, um sich zu diesem Thema gültig und abschließend zu äußern. Solche gutgemeinten, manchmal auch gereizten Ratschläge bekommt man meist dann, wenn der Vortrag sich mit dem Verhalten Einzelner unter den Bedingungen der Diktatur beschäftigt hat, wenn also brisante Aspekte wie Anpassung und Mittun, Gleichgültigkeit und Wegschauen angeschnitten wurden. Das sind Fragen, die viel mit charakterlicher Integrität, aber auch mit persönlichem Versagen zu tun haben. Wahrscheinlich wirken sie deshalb wie Reizimpulse und provozieren zur erregten Gegenrede.

Heikel wird es vor allem dann, wenn man sich als Vortragender die Freiheit nimmt, die Verhaltensmuster aus Anpassung und Opportunismus, Wegsehen und Schweigen einer – ich sage mal – kritischen Würdigung zu unterziehen. Falls man diese Haltung nicht als unter den Bedingungen der Diktatur unvermeidliche bagatellisiert, sondern denkbare alternative Handlungsoptionen anspricht (oder – in anderen Worten – die kritische Frage stellt, warum nur so wenige den Mut gefunden haben, durch Verweigerung und Resistenz, durch Opposition und Widerstand, dem Regime die Stirn zu bieten) – wenn man soweit geht, darf man sich des engagierten Widerspruchs sicher sein. Hinter diesem Widerspruch steht ein unausgesprochenes, aber gedanklich klar artikuliertes: „Was wissen Sie denn schon von Damals ...“

Die Protagonisten der Gegenrede gehen in der Regel von der plausiblen, aber doch irrtümlichen Überlegung aus, dass man historische Zusammenhänge nur dann beschreiben, oder besser: nur dann beschreibend beurteilen kann, wenn man sie selbst erlebt hat. Man also Teil jenes großen und komplexen Phänomens war, das man Geschichte nennt. Wenn es um das eigene Erleben in der Geschichte geht, wird jeder Mitlebende zum Geschichtsexperten, denn er hat ja schließlich alles selbst erfahren, mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört. Jedenfalls in seinem Teil der Welt. Aufgrund dieser persönlichen Teilhabe an der Geschichte wiegt die vermeintliche Autorität des Zeitzeugen erheblich schwerer, als die fachliche Kompetenz des Historikers, der sein Wissen um die Historie ja nicht authentisch durch eigene Erfahrung, sondern lediglich durch akademisches Quellen- oder Literaturstudium, demnach aus zweiter oder gar dritter Hand erworben hat. So kommt es zum apologetischen Argument mancher Zeitzeugen, wonach Verweigerung oder gar Widerstand unter dem gewalttätig terroristischen NS-Regime geradezu selbstmörderisch und daher nicht möglich war (O-Ton: „Stellen Sie sich das einmal vor!“).

Wenn wir heute trotzdem über „Widerstand als Handlungsoption und Lebensrisiko“ sprechen und dabei vor allem die Reichweite des Begriffs „Handlungsoption“ unter die Lupe nehmen, soll damit nicht das historische Erleben Einzelner in Frage gestellt und deren Erinnerung diskreditiert werden. Es soll auch nicht behauptet werden, dass jeder stets fähig und in der

Lage gewesen wäre, dem Anpassungsdruck des totalitären NS-Regimes auszuweichen oder gar durch aktives Gegenhandeln zu widerstehen. Wir wollen aber mit einigen Überlegungen akzentuieren, dass Geschichte eben nicht – wie Thomas Nipperdey das so passend formuliert hat – schwarz oder weiß ist, sondern daran erinnern, dass historische Realität in zahlreichen grauen Zwischentönen abgebildet werden sollte. Und dass es eben auch in der Zeit nach 1933 analog zu diesen Zwischentönen eine Vielfalt von Handlungsoptionen existierte. Oder mit anderen Worten: Ein breites Spektrum von nicht-systemloyalen Verhaltensweisen, vielgestaltige und phantasievolle Formen der Verweigerung, des Nicht-Mittuns und schließlich auch des Widerstands bilden ein bedenkenswertes Gegenmodell zum opportunistischen Kanon aus Anpassung, Loyalität und aktiver Unterstützung des Regimes.

Fakt ist: unter den Bedingungen der Diktatur war illoyales, abweichendes Verhalten mit beträchtlichen Risiken behaftet. Andererseits gab es durchaus Formen der Verweigerung und der Resistenz, die kein existentiell gefährliches Lebensrisiko hervorriefen, sondern im Fall der Entdeckung lediglich – „lediglich“ – soziale oder wirtschaftliche Nachteile mit sich brachten. Höchst eindrucksvoll hat etwa Joachim Fest vor einigen Jahren das unbeirrbar, beharrliche Widerstehen seines Vaters, eines Schuldirektors, gegen alle Verlockungen und Anfeindungen des Nationalsozialismus beschrieben. Fest brachte sich und seine Familie durch diese konsequente Verweigerung keineswegs in Lebensgefahr. Aber es bedurfte einiger Kraft und Willensstärke, um berufliche Nachteile zu ertragen, den Verlust von Sozialprestige auszuhalten und erhebliche Einbußen beim Lebensstandard hinzunehmen. Frage: Wäre diese eindeutige Haltung nicht auch ein für Andere gangbarer Weg gewesen?

Blicken wir auf München. Wie ist es um Verweigerung, Resistenz, Opposition und Widerstand in dieser Stadt bestellt? Wie standen die Bürgerinnen und Bürger der „Hauptstadt der Bewegung“ zum nationalsozialistischen Staat? Marion Detjen, die sich intensiv mit dem Widerstand in München beschäftigt hat, kommt zu einer ernüchternd klaren Antwort: München, so Detjen, war *„alles andere als ein Hort des Widerstands: [...] breite Schichten der Münchner Bevölkerung unterstützten das Regime bis zum Moment seines Untergangs. Nur eine winzige Minderheit engagierte sich oppositionell.“*

Die weit überwiegende Mehrheit der Münchnerinnen und Münchner hatte sich, wie es scheint, mit den herrschenden Verhältnissen arrangiert, verhielt sich unauffällig und blieb zurückhaltend mit Kritik und eigener Meinung. Exemplarisch für diese distanzierte, aber doch nicht ausdrücklich oppositionelle Haltung steht die legendäre „Drückebergergasse“ (Viscardigasse) hinter dem Odeonsplatz, die trotz eines kleinen Umwegs von all jenen benutzt wurde, die den an Feldherrnhalle erwarteten „Hitlergruß“ vermeiden wollten. Natürlich gab es auch jene, die sich unter den veränderten Machtverhältnissen eifrig in den Dienst der neuen Machthaber stellten. Auch in München zeigte sich das Phänomen der „Märzgefallenen“, jene wetterwendischen Besitzstandswahrer, Aufstiegsorientierten und Karrieristen, die im Windschatten der „Machtergreifung“ an der NS-Konjunktur teilhaben wollten und sich massenhaft an die NSDAP anschmiegten.

Und doch war Widerstand gegen das NS-Regime in München keine vernachlässigbare Größe, keine unbedeutende Randerscheinung. Trotz beträchtlicher persönlicher Risiken, trotz eines routinierten und bestens eingespielten Überwachungsapparates, trotz lebensbedrohlicher Strafen, die von einem unerbittlichen Polizeistaat mit skrupelloser Konsequenz exekutiert wurden, artikulierte sich in München seit 1933 ein breites Spektrum antinazistischer, regimefeindlicher Verhaltensweisen, getragen von Einzelpersonen und Gruppen. Es gab in München die direkte und unmittelbare Aktion des versuchten Tyrannenmords (dafür steht Georg Elser) wie auch die sogenannten Kleinformen zivilen Mutes. Fraglos erforderten auch letztere mit ihrem Bekenntnis zur Nonkonformität Zivilcourage, denn Nichtanpassung war riskant, wenngleich nicht lebensbedrohlich. Mit

beruflichen oder wirtschaftlichen Nachteilen, mit sozialer Ächtung, behördlichen Schikanen, Maßregelungen und Ermahnungen durch nationalsozialistische Funktionsträger, auch mit Vorladungen zu Polizei und Gestapo musste rechnen, wer dem NS-Staat die Demutsgeste verweigerte. Zu den „Kleinformen zivilen Mutes“ gehörten differenzierte Formen der Verweigerung und des Ungehorsams – etwa das Verbreiten von Flüsterwitzen, das Nichtleisten des Hitler-Grußes, die Zurückhaltung bei Spendenaktionen, das Abhören von Feindsendern oder die Hilfe für Verfolgte, die offene oder heimliche Solidarität mit den vom Regime Stigmatisierten.

Aus ganz unterschiedlichen Motiven heraus und mit vielfältigen, teilweise raffinierten, teilweise kreativen Mitteln zeigten Menschen ihren Unmut und ihre Unzufriedenheit mit dem Regime, brachten sie ihren Hass und ihre Verachtung über die herrschenden Zustände zum Ausdruck. Mutig und menschlich verhielt sich etwa Karl Wieninger, der Inhaber einer Keramikwerkstatt in Sendling. Obwohl als „Judenknecht“ beschimpft, bemühte er sich nach Kräften, die bedrückende Lebenslage eines jüdischen Ehepaars zu erleichtern. Die bevorstehende Deportation von Alexander und Johanna Liebmann im Frühjahr 1942 konnte aber auch Wieninger nicht verhindern, ebensowenig den Suizid der von Verschleppung bedrohten Eheleute wenige Tage später. Bei ihrer Beerdigung auf dem Neuen Israelitischen Friedhof war Wieninger einer der wenigen Trauergäste – und machte mit dieser unbotmäßigen Präsenz seine Empörung über den menschenverachtenden Terror der NS-Bürokratie öffentlich.

Dass trotz vielfältiger Beschränkungen bis Kriegsende auf dem neuen Israelitischen Friedhof überhaupt noch Bestattungen vorgenommen werden konnten, war dem langjährigen *nichtjüdischen* Friedhofsverwalter Karl Schörghofer zu verdanken. Obwohl Schörghofer bereits die Aufmerksamkeit der Gestapo auf sich gezogen hatte, glückte es ihm sogar, sechs untergetauchte Juden über einen Zeitraum von 14 Monaten zu verstecken. Schörghofer hat mit dieser mutigen Tat sein Leben riskiert.

Das widerständige München war alles andere als eine homogene und vernetzte Gegenwelt zum NS-Staat. Der Widerstand in München war fragmentiert und parzelliert, folgte unterschiedlichen Motiven, Handlungsmustern und Zielen. Nur selten kam eine Zusammenarbeit verschiedener Gruppen oder weltanschaulich unterschiedlich orientierter Einzelpersonen zu Stande. Vor allem die Notwendigkeit der konspirativen Aktion, aber auch die ideologischen Rivalitäten der widerständigen Lager behinderten übergreifende Kooperationen.

Auf der politischen Ebene umfasste der Widerstand Gruppierungen unterschiedlichster Couleur – von kommunistisch, sozialdemokratisch oder gewerkschaftlich geprägten Gruppen und Einzelpersonen bis hin zu Repräsentanten konservativ-bürgerlicher Kreise, die einem traditionalistischen, bisweilen auch autoritären Weltbild verbunden waren und Rettung wie Zukunft Deutschlands in einer Erneuerung der Monarchie sahen. Der Kreis um den Münchner Rechtsanwalt Freiherr Adolf von Harnier verstand sich als monarchistisch-konservative Sammlungsbewegung, in der sich Befürworter eines föderalen Bayern unter Wittelsbacher Herrschaft zusammenfanden. Politisches Ziel war die Rückkehr zur bayerischen Eigenstaatlichkeit unter einem König Rupprecht. Einen gewaltsamen Umsturz lehnte Harnier, der sich konsequent am Legalitätsprinzip orientierte, ab.

Aus den Kreisen der Arbeiterbewegung und den zerschlagenen Organisationen der Sozialdemokratie, der Kommunistischen Partei und der Gewerkschaften kam der für das NS-System wohl bedrohlichste Widerstand. In diesen Milieus war die Anpassungsbereitschaft an die neue Ordnung am schwächsten ausgeprägt. Der jahrelange Kampf gegen den Nationalsozialismus vor 1933 sorgte hier für ein gefestigtes politisches Bewusstsein, das die Unvereinbarkeit des eigenen politischen Standorts mit der neuen Staatsideologie

vergleichsweise klar manifestierte. Aus dieser antinazistischen Grundhaltung heraus formierte sich ein aktiver Widerstand, wie er allenfalls in vergleichbar observanten Weltanschauungsmilieus – etwa bei den Zeugen Jehovas oder in manchen kirchlichen Kreisen – entstehen konnte. Hinzu kam, dass die Akteure aus den linken Milieus auf ein weitgespanntes personelles und auch überregionales Netzwerk aufbauen konnten. Der Widerstand von links konnte sich auf relativ professionelle Strukturen und eine bewährte Untergrundlogistik stützen. Letzteres gilt weniger für die illegale Sozialdemokratie, umso mehr aber für den kommunistischen Widerstand, hatten doch KPD-Funktionäre bereits in den Weimarer Jahren konspiratives Arbeiten erprobt und Formen des Untergrundkampfes entwickelt.

Nicht wenige Gläubige und Funktionsträger beider christlicher Kirchen wandten sich gegen das Neuheidentum des Nationalsozialismus und dessen Bemühungen, christliche Werte und kirchliche Einrichtungen zu zerstören. Christlich motivierter Widerstand gegen das NS-Regime war im katholischen München kein Randphänomen. Faktisch waren die Kirchen die einzigen unabhängigen Großorganisationen, die die weltanschauliche Exklusivität des NS-Staates in Frage stellten. Widerstand leisteten in der Regel aber nicht die führenden bzw. prominenten Kirchenfunktionäre. Widerständiges Verhalten kam vielmehr fast ausschließlich von rangniederen Klerikern und von der Kirchenbasis. Viele dieser mutigen Geistlichen und Laien mussten für ihr Engagement mit ihrer Gesundheit oder dem Leben bezahlen.

Falls München überhaupt zu einer „Hauptstadt der Gegenbewegung“ stilisiert werden kann, dann im Bezug auf den Widerstand aus den katholischen Milieus der Stadt. Die wirkungsstärkste und populärste Figur dieses katholischen Widerstands war der Jesuitenpater Rupert Mayer. Der hochdekorierte Weltkriegsveteran, der sich gleichermaßen gegen Kommunismus *und* Nationalsozialismus stellte, nahm auch nach 1933 kein Blatt vor den Mund. In seinen wortgewaltigen Predigten brandmarkte der legendäre und in der Bevölkerung beliebte „Männerapostel“ die Verneinung der christlichen Grundsätze durch den Nationalsozialismus. Das gegen ihn 1937 verhängte Predigtverbot ignorierte er, was ihm eine Verhandlung vor dem Sondergericht und eine siebenmonatige KZ-Haft einbrachte. Die Jahre von August 1940 bis Kriegsende verbrachte Mayer in strenger Klausur im Kloster Ettal. Als gehorsamer Diener der Kirche akzeptierte er – widerwillig – das ihm aufgezwungene innere Exil.

Zu den mutigsten Münchner Widerstandskämpfern auf evangelischer Seite zählte Wilhelm Freiherr von Pechmann. Der Bankdirektor und Kirchenvorstand lehnte nicht nur den Nationalsozialismus an sich, sondern auch die kirchlichen Anpassungsstrategien an das neue Regime mit Bestimmtheit ab. Mutig und entschieden erhob Pechmann immer wieder seine Stimme. Die Übernahme des Führerprinzips durch die Landeskirche verurteilte Pechmann im Juli 1933 mit scharfen Worten. Tief betroffen von den aggressiven Maßnahmen gegen Juden forderte er die Kirchenoberen schon frühzeitig, doch leider vergeblich, zu entschlossenem Handeln auf. In seine verzweifelte „Fürbitte“ für die Bedrängten schloss der Humanist Pechmann ausdrücklich alle Juden ein, und nicht – wie etwa die Bischöfe Meiser und Faulhaber – nur den exklusiven Kreis der getauften „Nichtarier“.

Von außergewöhnlicher Glaubensstärke und beeindruckender Unbeugsamkeit zeugt die Kraft der „Ernsten Bibelforscher“ (heute bekannt als Zeugen Jehovas), die sich einer Unterwerfung unter die Kategorien des Nationalsozialismus verweigerten – und für ihren Glauben sogar in den Tod gingen. Maßgeblich für die Haltung dieser Menschen waren ausschließlich die Worte der Bibel. Göttliches Recht stand über weltlichem Recht. Eidesleistungen oder Kriegsdienst lehnten die Zeugen Jehovas daher entschieden ab. Für den mit militaristischen Wertvorstellungen und hierarchischen Unterwerfungsprinzipien durchsetzten NS-Staat war diese kompromisslose Einstellung eine ungeheuerliche

Provokation, die auf schärfste verfolgt wurde. Der Gestapo glückte zwar wiederholt die Beschlagnahme von Druckschriften und die Verhaftung von Gläubigen. Doch erst im Sommer 1937 konnte die Münchner Organisation der Bibelforscher zerschlagen werden. Bis dahin boten die Zeugen Jehovas der Gestapo selbstbewusst die Stirn.

Individualistische, weitgehend unpolitische Gruppierungen von Jugendlichen wie die „Blasen“ oder die „Swing-Jugend“ verwahrten sich gegen die amtlich dekretierte Uniformität der Gesellschaft und die Zumutungen einer autoritären und stumpfsinnigen Ordnung, die kulturelle und soziale Vielfalt diffamierte und abweichende Lebensäußerungen unterdrückte. Die meist nach ihren Treffpunkten im Stadtgebiet benannten „Blasen“ verweigerten sich dem parteilich verordneten Anpassungsdruck und provozierten mit ihrer Lust an der Nonkonformität die „braven Bürger“ und Amtsträger aus Staat und Partei. Für die vor allem in Kleidung und Haartracht auffälligen Swingkids wiederum bildete amerikanische Jazzmusik den Lebensrhythmus und nicht der stumpfsinnige NS-Gleichschritt oder die dümmlichen paramilitärischen Geländespiele der HJ.

Ich komme zum Ende. Es fällt schwer, eine Bilanz des Widerstands gegen den Nationalsozialismus zu ziehen und eine Bewertung seiner Akteure und ihrer Handlungen vorzunehmen. Wo findet man den Maßstab für eine ausgewogene und differenzierte Betrachtung von Widerstand jenseits einer pathetischen Heldenpose? Als ungeeignet erweisen sich gewisse ethische Kategorien, die aus der Retrospektive widerständiges Verhalten teils rechtfertigen, teils diskreditieren. So wird dem kommunistischen Widerstand auch noch im 21. Jahrhundert die Integrität abgesprochen, weil sein Ziel die Errichtung des stalinistischen Systems in Deutschland gewesen sei und dieser daher – dem Nationalsozialismus nicht unähnlich – ebenfalls inhumanen Zwecken gedient habe. Mehr als fragwürdig ist auch die Diffamierung eines Georg Elser als „moralischer Versager“, da er bei seiner Widerstandshandlung den Tod von Unbeteiligten billigend in Kauf genommen habe (so Lothar Fritze in der Frankfurter Rundschau im Jahr 1999). Schnell ist von einer hohen akademischen Warte ein derartiges Verdikt formuliert. Mit leichter Hand wird die Aktion des schwäbischen Schreiners von der Helden- in eine Mordtat umgedeutet. Unberücksichtigt bleibt bei dieser arroganten Form von Widerstandskritik die Frage nach den Möglichkeiten und Begrenzungen von widerständigem Handeln. Wer Widerstand gegen den Nationalsozialismus an ethischen Idealen bemisst, übersieht, dass die Bedeutung derartiger Postulate unter den Bedingungen eines mörderischen Regimes eine andere ist und sein muss, als in einer funktionierenden freiheitlichen Demokratie.

Woran also bemisst sich die Bedeutung widerständigen Handelns? Etwa an der Wirkung auf die Stabilität des Regimes? Leider kann dieses Kriterium keine nennenswerte Rolle spielen. Denn tatsächlich ist die Geschichte des Widerstands weder in München noch auf Reichsebene eine Erfolgsgeschichte, viel eher eine tragische Geschichte der Fehleinschätzungen, der Misserfolge und des Scheiterns. Eine am Kriterium des Erfolgs orientierte Betrachtung wird aber dem hohen Wert des Widerstands gegen das zerstörerische NS-System nicht gerecht. Denn auch das Scheitern am Bösen ist ein Wert. Oder mit den Worten von Anne-Barb Hertkorn: „Die Bedeutung des Widerstands bemisst sich nicht am Erfolg. In Wahrheit ist keine Anstrengung, die aus einer reinen Gesinnung unternommen wird, vergeblich. Kein ethischer Einsatz geht jemals verloren.“

Was bleibt ist die innere Haltung der widerständigen Akteure. Was die Münchner Protagonisten von Resistenz und Verweigerung, Opposition und Widerstand jenseits ihrer unterschiedlichen politischen, konfessionellen oder ethischen Standorte einte, war eine bewusste und mutige Auseinandersetzung mit dem himmelschreienden Unrecht des Nationalsozialismus. Es war die Überzeugung, diesem Unrecht durch eigenes Handeln, durch mutiges und entschlossenes Widerstehen etwas entgegenzusetzen. Auch die Kleinformen des zivilen Ungehorsams waren couragierte Handlungen gegen die Ein- und

Übergriffe des NS-Staates. Der Befund, dass die NS-Herrschaft als solche von dieser Resistenz nicht einmal empfindlich gestört oder gar in ihrem Fortbestehen bedroht wurde, ist ebenso wie der Verweis auf das Scheitern, die Erfolglosigkeit und die Aussichtslosigkeit des Widerstands lediglich von akademischem Interesse. Denn jene, die im Widerstand gegen die Diktatur ihr Leben riskierten, konnten – im Unterschied zu den Nachgeborenen – davon nichts wissen. Für sie war die Geschichte „offen“, die Folgen und Wirkungen ihrer Aktionen, natürlich auch deren Scheitern, konnten sie nicht vorhersehen.

Am Ende steht die Erkenntnis, dass es auch unter den Bedingungen der Diktatur Entscheidungs- und Handlungsoptionen gab, dass Gleichgültigkeit, Anpassung und Opportunismus keine naturgesetzlichen Maximen sein mussten. Stefan Zweig, der seinem Leben in der Emigration 1942 ein Ende setzte, hat dies hellsichtig erkannt und eine bis heute gültige Wertschätzung des Widerstands formuliert: *„Niemand aber haben wir dankbarer zu sein als jenen, die in einer unmenschlichen Zeit wie der unseren das Menschliche in uns bestärken, die uns ermahnen, das Einzige und Unverlierbare, das wir besitzen, unser innerstes Ich, nicht preiszugeben. Denn nur jener, der selbst frei bleibt gegen alles und alle, mehrt und erhält die Freiheit auf Erden.“*
